

Musikkritik: 3. Sinfoniekonzert: „Von Leben und Tod“ – oder vielmehr andersherum

Montag, den 16. November 2015 um 15:54 Uhr | 

von Dr. Götz Heinrich Loos

Kamen. Die Gedenkzeit des Novembers bringt in Kamen das 3. Sinfoniekonzert der Neuen Philharmonie Westfalen schon traditionell am Totensonntag in der Konzertaula mit einem Chorkonzert des Oratorienchors der Stadt Kamen, mit angemessenen Werken. Dabei bürgert sich auch nunmehr die Tradition beim Oratorienchor ein, außer gemeinsam mit dem Chor der Konzertgesellschaft Schwerte aufzutreten, zusätzlich den Städtischen Musikverein Gelsenkirchen und den Städtischen Chor Recklinghausen einzubeziehen. So kommt ein riesenhaftes Gesangsensemble zusammen, das gewaltige Klänge verspricht.

„Vom Leben und Tod“ war der Titel des diesjährigen Konzertes, das Werk aber – ein insgesamt selten gespieltes – spricht im Titel von „Mors et Vita“, also „Tod und Leben“. Diese Reihenfolge wählte der Komponist Charles Gounod mit voller Absicht. Charles Gounod? Selten aufgeführt? Sein „Ave Maria“, eine Variation des ersten Präludiums aus Bachs „Wohltemperiertem Klavier“, gehört zu den Wunsch-Dauerbrennern der Hochzeiten, auch in unserer Region. Das mag man langsam nicht mehr hören und ist eher ein Beleg für die Einfalls- und Ahnungslosigkeit der zu Trauenden, bietet doch die klassische Musik so viele bezaubernde kleine Werke, die sich für Hochzeiten eignen. Irgendwann klingt es jedenfalls wie ein „verkitschter“ Bach. Aber was kennt man noch von Gounod? Vielleicht seine Oper „Faust“, meist als „Margarethe“ aufgeführt. Und das war's, jedenfalls meistens. Neunmalkluger Kritiker haben Gounods Werken oft genug zu wenig Tiefgang bescheinigt – dabei haben sie sich mit seinem Repertoire nicht hinreichend beschäftigt oder ihnen war die französische Spätromantik generell suspekt – in früheren Jahrzehnten leider eine traurige Realität in Deutschland... Jedenfalls wird zu wenig aus dem reichen Schaffen Gounods hierzulande aufgeführt, gerade seine geistliche Musik gilt es zu entdecken, war er doch tiefgläubig katholisch und plante sogar zwischenzeitlich Priester zu werden. Ein Ergebnis seiner kompositorischen Anstrengungen in dieser Hinsicht war die Komposition eines Werkes, das zur Nationalhymne des Vatikans wurde. Demzufolge ist es doch zu billig, Gounod als anschiemigen „Süßwaren“-Komponisten zu verunglimpfen.

Von der Qualität von „Mors et Vita“ konnte sich das Publikum jedenfalls überzeugen. Wie gesagt, ein Riesenchor stand auf der Bühne, dazu die Neue Philharmonie Westfalen (leider nicht in der vom Komponisten vorgesehenen übergroßen Besetzung, sondern deutlich reduziert) sowie vier Gesangssolisten. Die Leitung hatte Franz-Leo Matzerath. Das Werk gliedert sich in drei Teile: der erste ist dem Tod gewidmet, mit einem Prolog und einem Requiem in typischer Ausprägung, insgesamt mit 16 Abschnitten; darauf folgt ein Mittelteil: „Judicium“, also „Das Gericht“, hier zurecht gekürzt auf einen kurzen Chorpart statt vier vorgesehenen Abschnitten; schließlich der dritte Teil, das Leben, aus acht Abschnitten bestehend, überschrieben mit „Die Vision des Heiligen Johannes“ (textlich aus der „Offenbarung“). Gounod arbeitet dabei mit einer leitmotivischen Technik, die das ganze Werk durchzieht.

Die Interpretation war grandios, zwar erweckte der Chor anfangs in den Frauenstimmen einen etwas zögerlichen Eindruck, der aber schnell verfliegen war. Generell gelang es

der gewaltigen Sängerschar, die angemessene Schwere – aber auch die häufige Leichtigkeit ob der Aussichten auf Das, was nach dem Tod kommt – im Requiem vorzubringen und kraftvolle Hymnen und Choräle auf das Leben anzustimmen – bis hin zu dem überwältigenden fugenhaften „Hosanna in excelsis“ am Schluss. Dabei war der Klangkörper in sich verschmolzen, obwohl die Sängerinnen und Sänger nicht nach Stimmlagen in Blöcken standen, sondern gemischt waren; ein überzeugender Schachzug von Matzerath, der hier bei geteilten Stimmen glänzend herüberkam. Angesichts dieser Klangperfektion mochte man sich mitunter kaum vorstellen können, dass dies keine Profichöre waren! Von möglichen Schwierigkeiten, die sich bei einem riesigen heterogenen Chor, vier Aufführungen (die Kamener war die letzte) und drei verschiedenen musikalischen Leitern bei diesen vier Aufführungen zwangsläufig ergeben, war nichts zu merken. Chor und Orchester waren sehr gut aufeinander abgestimmt. Und schließlich auch das Zusammenwirken der Klangkörper mit den Solisten – Alfia Kamalova (Sopran), Maria Hilmes (Alt), Carlos Moreno Pelizari (Tenor) und Piotr Prochera (Bariton) – war herausragend und hoch professionell. Die Solisten selbst waren alle ausnahmslos überzeugend und brillant, ohne dass irgendetwas Kritisches gesagt werden müsste. Ihre stimmlichen Typen passten zudem exakt zum Werk – absolut begeisternd. Besonderes Ohrenmerk galt der kritischen Anmerkung von Kerstin Schüssler-Bach im Programmheft, dass das Werk „nicht immer der Gefahr der Süßlichkeit“ entgehe, es „aber bei geschmackvoller Interpretation seine bestrickende Wirkung durch elegante Sinnlichkeit in strömendem Melos“ entfalte. Also war die Interpretation geschmackvoll? Das war sie ohne Frage – und von einer „Süßlichkeit“ war nichts zu spüren, eher echte, ehrliche Emotionen. Es darf angenommen werden, dass es so auch von Gounod intendiert war

Gewidmet war die Aufführung den Opfern der schrecklichen Terroranschläge in Paris. Der Vorsitzende des Oratorienchors, Eberhard Lux, bat das Publikum vorab, im Gedenken an die Toten eine Schweigeminute einzulegen. Diese Stimmung machte das Werk, die Interpretation, noch berührender, tiefgehender.